

Gedankensplitter zu ausgewählten Bibelstellen

Serie A – Teil 3 (2020 – 2021)

Im Folgenden werden skizzenhafte Überlegungen wiedergegeben, die in sog. „Ansprachen“ im Rahmen von Wort-Gottes-Feiern, wie ich sie seit dem Jahr 2016 vielfach abgehalten habe, ihren Niederschlag gefunden haben.

Dabei ist einerseits zu beachten, dass der dafür zur Verfügung stehende Rahmen in zeitlicher Hinsicht jeweils eng – nämlich auf 5 bis 10 Minuten (entspricht etwa 2 Manuskriptseiten) – begrenzt war und ist. Andererseits konnten auch die Bibelstellen nicht frei ausgewählt werden, sondern diese und damit auch die maßgebliche (Schwerpunkt-)Thematik waren in der Regel durch die Wochen- bzw. Sonn- und Feiertagsleseordnung bindend vorgegeben.

Eine weitergehende Vertiefung bzw. mehr thematischer Freiraum wäre durchaus wünschenswert gewesen.

Von einer dementsprechenden „Nachbearbeitung“ wird hier jedoch bewusst abgesehen – vielmehr sollen dem geneigten Leser (ebenso wie den damaligen Mitfeiernden) Anregungen zu eigenständigem und weiterführendem Nachdenken offen bleiben ...

Deskriptoren:

Amazonien-Synode; Lehrschreiben; viri probati; Frauen als Diakone; Preisgabe von zentralen identitätsstiftenden Werten und Traditionen der Kirche; Ernstnehmen des bischöflichen Subsidiaritätsprinzips; „Machen“ statt „Fragen“; Notwendigkeit der „Übersetzung“ unverständlicher biblischer Texte in eine zeitgemäße Sprache; kein Religionsunterricht – Fehlen eines institutionalisierten Gedankenaustausches; Umkehr; kirchliche Deutungshoheit; Internet-Gottesdienste in Form von Live-Streams; Preisgabe von Traditionen und überkommenen Ritualen; Katholische Sozialakademie Österreichs (KSÖ); Katholische Soziallehre; Markt – Kapitalismus – Regulierung am Beispiel „Pflegerotstand“; Terrorismus im Namen der Religion; Religionskriege –

Streit um geistige Führerschaft und Vormachtsstellung; Christentum und Islam; missionarischer Übereifer; Säkularismus; traditionelle Wertvorstellungen und -haltungen; Globalisierungsverlierer; Depression; essentielle gesellschaftliche Werte; Notwendigkeit, sich der Nächstenliebe als würdig zu erweisen; Paulusrede auf dem Areopag; Altar für den unbekannten Gott; Auferstehung; Problemvermittlung in Gleichnisform; Sabbatheilung und Selbstwiderspruch; Krankenheilung mittels des Heiligen göttlichen Geistes; Unbeherrschbarkeit – göttliche Gnade; Gnade der glücklichen Geburt – Ausgrenzung der Unbegnadeten; Pleonasmus – Pflicht zum Ausgleich; Dankbarkeit

22.) ad

Mt 5, 17 – 19

Vielleicht hatte der Papst diese Evangelienstelle im Hinterkopf, als er das von mir eingangs angesprochene Lehrschreiben zur Amazonien-Synode verfasst hat. Zum besseren Verständnis: Mit einem päpstlichen Lehrschreiben werden die Ergebnisse der Beratungen für die gesamte Weltkirche verbindlich festgelegt.

Auf dieser Synode ging es im letzten Herbst in erster Linie um die zwei wesentlichen Fragen, ob künftig auch bewährte verheiratete Männer zu Priestern und Frauen zu Diakoninnen geweiht werden können sollen. Und wie immer schwebt dann, wenn solche prinzipiellen Fragen zu entscheiden sind, über diesen das Damoklesschwert. Einerseits: Wie viel darf von der bisherigen Tradition aufgegeben werden, damit die Institution „Kirche“ nicht ihre Identität verliert? Andererseits: Wie viel muss von der bisherigen Tradition aufgegeben werden, damit die Institution künftig überhaupt noch überleben kann?

Spätestens seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist die Kirche genötigt, in einer säkularen Gesellschaft zu leben. Damit ist vor allem auch einhergegangen, dass die Kirche ihre Sanktionsmittel verloren hat. Gläubige können seither nicht mehr gezwungen, sondern müssen überzeugt werden.

Deshalb ist die Kirchenleitung bei der Lösung solcher Grundsatzthemen verstärkt zu einer Politik der „kleinen Schritte“ übergegangen. Eines von vielen Beispielen dafür erleben wir jetzt gerade: Messen werden infolge Priestermangels zunehmend durch Wort-Gottes-Feiern ersetzt. Freilich hätte man schon in den 1980er-Jahren den Zöli-

bat abschaffen, auch bewährte Männer zur Priester- oder Frauen zu Diakoninnenweihe zulassen können. Aber man hat sich damals für den unauffälligeren, kleineren Schritt entschieden. Und weil auch Frauen solche Wort-Gottes-Feiern leiten und in diesen Feiern – in manchen Pfarren überwiegend, in anderen nur gelegentlich – eine Kommunionsspendung erfolgt, wurde diese neue Form von den Gläubigen zwischenzeitlich weitgehend akzeptiert.

Gelöst sind die Probleme mit solchen kleinen Schritten freilich nicht. Vielmehr tauchen sie immer wieder neu und dann meist noch viel schärfer als zuvor auf.

Was soll man also tun, wenn der Papst in seinem jüngsten Lehrschreiben „Querida Amazonia“ nur empfiehlt, über Ausnahmen vom Zölibat und die Weihe von Diakoninnen weiter nachzudenken?

Von offizieller Seite reichten die Reaktionen von echter Sorge über maßlose Enttäuschung bis hin zu heftiger Kritik. Das wird allerdings am bestehenden Zustand kaum etwas effektiv ändern.

Vielleicht liegt der Schlüssel ja darin, das Lehrschreiben als einen grundsätzlichen Gesinnungswandel in der Kirchenpolitik aufzufassen. Die Aufforderung von Papst Franziskus kann nämlich auch so verstanden werden: „Hört auf damit, euch mit allen Fragen immer nach Rom zu wenden und von dort eine Problemlösung zu erwarten. Euro Bischöfe sollen das Subsidiaritätsprinzip ernst nehmen und die Probleme, die sich vor Ort stellen, selbst lösen. Das verhindert nämlich auch, dass jedes Detailproblem umgehend zu einer Frage von weltkirchlicher Bedeutung hochgespielt wird. Rom kümmert sich in Zukunft nur mehr um echte Grundsatzfragen und zu diesen gehört weder der Zölibat noch die Frauendiakonweihe, solange solche Erscheinungsformen situationsbedingt erforderlich sind.“

Es ist dem Papst freilich klar, dass die Diözesen und Gemeinden mit so einer Kehrtwendung – bisher war man es ja jahrtausendelang gewohnt, den Blick nach Rom zu richten, von dort Anweisungen zu erbitten und diese punktgenau zu befolgen – überfordert wären. Deshalb ist seine Empfehlung auch nicht direkt, sondern nur sehr verklausuliert ausgesprochen: „Lest mein Lehrschreiben und denkt darüber nach“ – aber gemeint ist natürlich auch: und handelt euren Bedürfnissen entsprechend.

Vielleicht – oder sogar sehr wahrscheinlich – hat sich der Papst dabei gedacht: Einige werden damit beginnen, nach Lösungen zu suchen; davon ausgehend werden manche Vorschläge übernommen und manche verworfen werden; am Ende wird sich

aber ein Modell herausgebildet haben, das sich durchsetzt. So wird die Tradition weitest möglich gewahrt, aber auch für künftig notwendige Entwicklungen geöffnet.

Unserer Pfarrgemeinde wird es daher wenig helfen, wenn wir uns die Lösung unserer ureigensten Probleme aus Linz oder gar aus Rom erhoffen – diesbezüglich ist schon in den letzten Jahrzehnten wenig gekommen und daran wird sich in Zukunft nicht so schnell etwas ändern, im Gegenteil: Die Diözese Linz plant ja derzeit ohnehin, einen Großteil der Verantwortung auf Laien auszulagern. Wir werden uns da wohl schon selbst am Riemen reißen müssen und diesbezüglich entwickeln sich die Dinge – so nehme es zumindest ich wahr – gegenwärtig ohnehin ganz gut.

Also: Nicht immer so viel fragen, sondern einfach machen!

23.) ad

Jak 1, 19 – 27 und Mk 8, 22 – 26

In der heutigen Lesung aus dem Jakobusbrief findet sich anfangs der Appell, zuerst auf das Wort Gottes zu hören, aber dann auch danach zu handeln.

Um so zu agieren, wie es dem Wort Gottes entspricht, muss man es aber freilich zuerst richtig verstehen.

Und gerade, soweit es eben dieses Verständnis betrifft, hat die katholische Kirche über die Jahrhunderte und Jahrtausende ihres Bestehens vielleicht einige gravierende strategische Fehler gemacht. Es scheint an der Zeit, sich dies klar zu machen, wenn man dem weiteren Niedergang unserer Glaubensgemeinschaft gegensteuern will.

Beginnen wir gleich beim Kern des Problems:

Lässt man die ohnehin nur wenigen besonderen Anlässe (wie Ostern, Weihnachten, Hochzeiten, Taufen etc.) beiseite, so zeigt sich bei einem Blick in den Kirchenraum nahezu bei jeder liturgischen Feier dasselbe Bild. Die Besucher weisen ein fortgeschrittenes Alter auf und sind weitaus überwiegend weiblich. Daraus ergibt sich die Frage: Warum erreicht man die Männer, vor allem aber die Jugendlichen beiderlei Geschlechts nicht?

Der erste Hauptgrund besteht darin, dass die Sprache gerade des zentralen Glaubensinhaltes, nämlich der Bibel, leider zum weitaus überwiegenden Teil überhaupt nicht mehr zeitgemäß ist. Das gilt nicht nur für viele Begriffe, die aus einer längst vergangenen Zeit stammen, sondern vor allem auch für Lebenssachverhalte und Problemstellungen, die in unserer heutigen Welt kaum noch jemanden emotional berühren. Wer kann denn beispielsweise in einem Zeitalter der Massentierhaltung den Wert eines verlorenen Schafes oder in einer Banküberweisungs- und Kreditkartenwelt den Wert einer verlorenen Münze mit jener Empathie nachvollziehen, die nötig wäre, um den Sinn dementsprechender Evangelienstellen zu verstehen? Gleiches gilt auch für das hinterlistige Abluchsen eines Erstgeburtsrechts oder wenn von Minen und Talenten die Rede ist, ohne dass dazugesagt wird, welchen Kauf- bzw. Tauschwert diese Einheiten damals hatten. Oder wenn in liturgischen Hochgebeten das Opfer des Hohepriesters Melchisedech vorkommt – welcher Jugendliche hat diesbezüglich jemals zuvor – und wo – etwas darüber gehört? In einem Satz zusammengefasst: Wenn man bei jedem Satz und jedem Wort immer erst erklären muss, wie es gemeint ist, ist ganz schnell der Punkt erreicht, an dem 99% der Leser das Buch als uninteressant beiseitelegen. Um Jugendliche zu erreichen, müsste die Sprache der Bibel also so selbsterklärend und punktgenau sein wie die SMS- und Twitter-sprache, deren sich die Teenager heute bedienen.

Und selbst wenn man es schafft, zu erreichen, dass einem Jugendliche zuhören, stellt sich gleich das nächste zentrale Problem. Jener, der den Inhalt erklärt – und das ist von offizieller amtskirchlicher Seite her nur in bestimmter Weise qualifizierten Personen vorbehalten –, agiert dabei gleichsam wie eine Einbahnstraße. Die Angesprochenen können seinen Ausführungen nur zuhören. Wenn man etwas nicht versteht, kann man keine Fragen stellen. Hat man viele Fragen, kann man sich diese nicht notieren und bei späterer Gelegenheit vorbringen, weil es eine solche schlicht nicht gibt. Für das Kirchenvolk gibt es keine Form des institutionalisierten Gedankenaustausches.

Das hat zwar den Vorteil, dass ad hoc niemand widersprechen kann. Langfrist betrachtet hat es aber weder dazu verholfen, dass die kirchliche Lehre deshalb einheitlich geblieben wäre – allein schon die in Wikipedia enthaltene (unvollständige) „Liste christlicher Konfessionen“ umfasst mehr als 100 verschiedene Glaubensrichtungen. Fest steht jedenfalls, dass in der heutigen Zeit niemand mehr, der an einer nachhaltigen Vermittlung von Inhalten interessiert ist, nach einem solchen Einbahnstraßenmuster handelt. Eine derartige Methode wird in unserer Zeit nur mehr für belanglose Informationen, die nicht auf Nachhaltigkeit, sondern vielmehr auf Effekthascherei

angelegt sind, angewendet, wie z.B. von Print- oder elektronischen Medien, denen immer nur ein „Aufmacher“, eine Schlagzeile oder eine Story wichtig und am nächsten Tag oder gar in der nächsten Stunde schon wieder vergessen ist.

Was man nicht versteht, vergisst man, oder noch schlimmer: Man hört schon nach ein paar Sätzen gar nicht mehr zu oder liest nicht mehr weiter oder kommt ein nächstes Mal gar nicht mehr in die Kirche, weil man sich dort ohnehin nichts Substantielles erwartet. Zusätzlich zu den derzeitigen Formen der Liturgiefeiern müsste also eine neue Form gefunden oder ein Element in diese integriert werden, das es den Gläubigen – und vor allem den Jugendlichen – ermöglicht, von einer reinen Einbahnstraßenberieselung wegzukommen und sich stattdessen aktiv und vor allem nach Erklärungen fragen könnend einzubringen. Eine einfache Möglichkeit bestünde darin, vermehrt die jüngst neu herausgekommene „Bibel in leichter Sprache“ zu verwenden. Eine andere Möglichkeit wäre, die Texte der Lesung, des Evangeliums und der dazu geplanten Ansprache – die sich dann freilich bspw. auf die Darstellung von höchstens drei Thesen beschränken müsste – schon vor dem Beginn der Messe oder Wort-Gottes-Feier in den Kirchenbänken aufzulegen und dann zu den Thesen der Ansprache Fragen und Stellungnahmen zuzulassen. Um den traditionellen zeitlichen Rahmen nicht zu sprengen, müssten im Gegenzug die weniger wichtigen Feierelemente schlicht weggelassen werden.

Zusammenfassend also: Fragen wie die Abschaffung des Pflichtzölibats, der Zulassung von Frauen zu Weiheämtern usw. sind natürlich auch durchaus wichtig – aber eine verständliche Sprache der Bibel, eine großzügige Entrümpelung des 63 Bücher umfassenden römisch-katholischen Bibelkanons und eine zumindest gelegentliche Ersetzung der Einbahnstraßenpredigten durch einen Diskussionsmodus wären im Sinne eines ersten Schrittes zweifelsohne noch viel wichtiger, um die nächsten Generationen nicht ganz zu verlieren.

24.) ad

Mt 10, 37 – 42

Kein anderer Heiliger steht so sehr für die Forderung nach Umkehr wie Johannes der Täufer. Innezuhalten, über die bisherige Einstellung zum Leben und zu Gott nachzudenken, das Verbesserungsbedürftige zu erkennen und das künftige Verhalten

danach auszurichten – zu einer solchen Selbstreflexion und Selbstkritik lädt gegenwärtig auch die immer noch spürbare – und hoffentlich nicht noch einmal einem Höhepunkt zustrebende – Corona-Pandemie ein.

In diesem Zusammenhang war vielfach auch die Rede davon, dass die Kirche ihre frühere Deutungshoheit verloren hat.

Gemeint ist damit, dass die Kirche im Zuge der Krisenbewältigung gleichsam nicht an „vorderster Front“ zu finden gewesen ist – im Gegensatz zu früheren Zeiten haben ihr diesen Rang zwischenzeitlich neben den staatlichen Stellen vor allem auch private Rettungs-, Hilfs- und Seelsorgeinstitutionen abgelaufen. So wurde die Kirche vor allem als passiver Befolger der von anderen angeordneten Maßnahmen wahrgenommen, indem sie zunächst während längerer Zeit hindurch bloß durch im Fernsehen und im Internet übertragene Messen in Erscheinung getreten ist.

Diese Nachlässigkeit – um nicht zu sagen: Ideenlosigkeit – dürfte der Kirche nun insoweit gleichsam auf den Kopf fallen, als sich die Erwartungshaltung, dass die Gläubigen nach dem überstandenen Höhepunkt ohnehin von selbst zurückkehren werden, sobald die Einschränkungen wieder aufgehoben sind, offenbar nicht erfüllt: Aktuell gilt nur mehr das Gebot, einen Abstand von 1 Meter und eine Teilnehmerzahl von 100 Personen einzuhalten, was bedeuten würde, dass die Messen in aller Regel wieder wie früher gefeiert werden könnten. Doch die Kirchen sind deutlich leerer als vor dem 13. März 2020 – diesbezüglich ist die Situation hier in Katsdorf nicht anders als in der Friedenskirche in Urfahr oder in St. Severin in der Linzer Innenstadt, wo ich jeweils auch öfter für liturgische Dienste engagiert bin. Die Ursache dürfte darin liegen, dass es offenbar aus verschiedenen Gründen als viel bequemer empfunden wird, die Messfeier zu Hause vor dem Fernseher mitzuverfolgen: Man muss nicht so früh aufstehen, man kann es sich vor dem Fernseher bequem machen, man ist zeitlich nicht gebunden, man kann während der formelhaften Messlemente auch andere Dinge erledigen usw.

Darüber kann man sich entweder ärgern – oder man nimmt den Gesinnungswandel, die Umkehr, zur Kenntnis; und zugleich auch zum Anlass dafür, etwas Neues zu beginnen.

In diesem Sinne könnte man sich etwa Gedanken darüber machen, wie die Kirche mit ihren Angeboten einerseits in den neuen, zeitgemäßen Medien mehr Präsenz erreichen und andererseits dort auch gegenüber den Mitkonkurrenten dauerhaft bestehen kann.

Entweder entwickelt sich die Kirche künftig weiterhin so wie bisher in die Richtung eines gesellschaftlichen Sektendaseins, oder es gelingt, im Social-Media-Bereich tatsächlich einen maßgeblichen Einfluss zu gewinnen. Dies würde in erster Linie eine zeitgemäß-ansprechende Präsentation der wesentlichen Inhalte, eine Fokussierung auf zentrale Botschaften, eine weltgewandte Lebensweise und vieles andere mehr bedingen, wobei all dies jeweils mehr oder weniger zugleich auch mit einer Preisgabe von Traditionen verbunden ist.

Wenngleich es schmerzlich ist, sich von Liebgewordenem zu verabschieden, sollten wir uns in diesem Zusammenhang aber vor Augen halten: Gelegentlich muss eine Abkehr, eine Umkehr, ein Neubeginn immer auch ein bisschen radikal sein, wenn wir an Johannes den Täufer oder an Petrus oder an Paulus denken – hinaus aus dem Tempel, hinaus in die Öffentlichkeit, hinein in die Sozialen Medien, hinein in die Hauskirche – warum nicht?

25.) ad

Mt 23, 8 – 12

In einer der letzten Ausgaben der kirchennahen Wochenzeitung „Die Furche“ haben Vertreter der Katholischen Sozialakademie Österreichs – kurz: KSÖ – die massive Befürchtung geäußert, dass diese Institution künftig ihrer bisherigen Funktion als mahnender Rufer in der Wüste weitgehend verloren gehen könnte.

Ähnliches war gestern auch in den OÖN zu lesen.

Dieser Aufschrei bietet vielleicht einen Anlass dafür, sich etwas näher mit der KSÖ, einer kirchennahen Institution, die bei weitem nicht so bekannt ist wie etwa die Caritas, auseinanderzusetzen.

Wer ist also die KSÖ?

Ehrlich gesagt, hatte ich die KSÖ bis zum eher zufälligen Lesen der beiden erwähnten Zeitungsartikel nicht wirklich bewusst wahrgenommen. Ich nehme an, Ihnen geht es da nicht viel anders.

Ein naheliegender Blick ins Internet zeigt, dass es sich bei der Sozialakademie um eine Einrichtung handelt, die sich den Themenbereichen „Bildung“ und „Beratung“ widmet. Als Instrumente zur Verwirklichung dieser Ziele werden vor allem Kurz- und Intensivlehrgänge in den Themenfeldern „Arbeitsalltag“, „Unternehmensführung“, „Soziale Gerechtigkeit“ und „Alternatives Wirtschaften“ angeboten, wobei die Teilnahme an solchen Seminaren nicht nur nicht gratis ist, sondern überwiegend sogar durchaus teuer erscheint. Um sich unter den vielen gleichartigen Seminaranbietern für diese Themenfelder besonders herauszuheben, fühlt sich die KSÖ in besonderer Weise dem von ihrem Hauptsponsor – nämlich der Österreichischen Bischofskonferenz – vorgegebenen Hauptziel verpflichtet, die Katholische Soziallehre im gesamten österreichischen Gesellschaftsleben möglichst nachhaltig zu verankern.

Was ist nun die Katholische Soziallehre?

Im Gegensatz zur Theologie vermittelt diese keine Glaubensinhalte. Vielmehr versucht sie, – indem sie auf fundamentalen Grundeinsichten aufbaut – tragfähige Leitlinien für die Lösung sozialer Probleme vorzugeben. Prägend für den Wert, die Würde und das Wesen der menschlichen Person und der Humangesellschaften sind insbesondere die drei Prinzipien „Personalität“, „Subsidiarität“ und „Solidarität“ (Gemeinwohl).

Insgesamt betrachtet geht es der KSÖ vor allem darum, gleichsam den Entartungen eines hemmungslosen Kapitalismus in einer Form entgegenzutreten, die auch von den wirklich maßgeblichen Entscheidungsträgern unserer Zeit tatsächlich wahrgenommen wird und auch nicht mehr achtlos beiseitegeschoben werden kann. Immer steht dabei die Grundsatzfrage im Hintergrund: Wie weit soll auf der einen Seite dem sog. „Markt“ und dem damit verbundenen freien Spiel seiner Kräfte deren Freiheit belassen werden bzw. wie weit soll auf der anderen Seite der Staat regulierend eingreifen müssen? Die Crux dabei ist, dass diese Frage nicht abstrakt und gleichsam allgemeingültig, sondern immer nur aktuell-gegenwartsbezogen und mit Blick auf die ganz konkreten Verhältnisse einer bestimmten Gesellschaft gelöst werden dann.

Um dies besser verständlich zu machen, betrachten wir als ein drängendes Beispiel unserer Zeit den in Österreich vielbeklagten Pflegenotstand.

Spätestens seit dem EU-Beitritt ist auch in unserem Land die Zeit vorbei, in der die Staatsverschuldung bedenkenlos in die Höhe klettern konnte. Der seither einsetzende Sparzwang – Stichwort: „Nulldefizit“ – führte letztlich einerseits dazu, dass seit-

her in den öffentlichen Pflegeheimen die inländischen nahezu vollständig durch ausländische Arbeitskräfte ersetzt wurden, weil für Inländer die Höhe der Entlohnung zu unattraktiv ist. Andererseits wurden Pflegeleistungen für Personen, die sich die – immer noch sehr teuren – Pflegeplätze in Heimen nicht leisten können, in großem Stil in den Privatbereich verlagert: in erster Linie auf Familienangehörige, dann aber – wenn und soweit Angehörige berufstätig und daher zeitlich unabhkömmlich sind – auf Vereinigungen wie „Hilfswerk“, „Essen auf Rädern“ usw. und schließlich, wenn eine „Rundum“- oder „24-Stunden-Betreuung“ erforderlich ist, wiederum auf die vergleichsweise billigeren ausländischen Arbeitnehmerinnen. Dieses System kann allerdings nur so lange funktionieren, als das Lohnniveau und die Lebenshaltungskosten in deren Herkunftsländern – und insoweit muss man immer ferner nach Osteuropa gehen – vergleichsweise wesentlich niedriger ist als in Österreich. Hinsichtlich angrenzender Nachbarstaaten beginnt sich diesbezüglich ja ohnehin bereits eine Trendumkehr anzudeuten. Fazit ist: Sobald der Verdienst in Österreich die Unannehmlichkeiten – v.a. wochenlange Trennung von der Familie, lange Fahrtzeiten, notdürftige Unterkunft, unattraktive Sozialversicherung, etc. – nicht mehr überwiegt, wird das derzeitige „System“ gesamthaft betrachtet unweigerlich zusammenbrechen. Daher muss von staatlicher Seite rechtzeitig gegengesteuert, dieser Markt darf also keineswegs noch länger sich selbst überlassen werden.

Und in diesem Zusammenhang kann bei der Frage des „Wie?“ des staatlichen Eingreifens in ein bestimmtes Marktsegment – hier der Pflegenotstand, dort die Agrarförderung, das arbeitslose Grundeinkommen usw., denn in keinem praktischen Bereich funktioniert der Markt tatsächlich so reibungslos, wie er sich in der Theorie darstellt – immer auch die Katholische Soziallehre ins Spiel gebracht werden, z.B. in der Form: „In erster Linie ist die Würde der Person zu achten. Die Hilfe der Gemeinschaft soll erst dann einsetzen, wenn es der Einzelne alleine nicht mehr schafft. Dann aber müssen alle – jung und alt, arm und reich etc. – zusammenhelfen“.

Dafür brauchen die Bischöfe und die Kirche freilich nicht unbedingt eine eigene Sozialakademie, wenngleich eine solche Einrichtung auch nicht schadet, vorausgesetzt, man kann sich diese finanziell leisten. Dass sich die KSÖ zuletzt weder für das Thema „Pflegenotstand“ noch für andere zentrale pastorale kirchliche Themenstellungen interessiert hat und jüngst sogar ein eigener Sanierungsmanager eingesetzt wurde, dürfte jeweils eher in Richtung Entbehrlichkeit der KSÖ deuten.

Natürlich gibt es quasi Führungskräfte-seminare „wie Sand am Meer“ und vielleicht ist es der KSÖ gesamthaft betrachtet auch wirklich nicht effektiv gelungen, die Katholische Soziallehre in gesellschaftlich zentral relevanten Bereichen nachhaltig und

eindrücklich zu verankern. Allerdings sollte auch nicht übersehen werden, dass der Bildungsbereich selbst in bereits hoch entwickelten Gesellschaften immer noch zu deren wertvollsten Kulturgütern zählt. Generell gesprochen heißt das: Langfristig betrachtet kann man sein Geld wohl kaum sinnvoller als in Bildungsinstitutionen investieren. Selbst wenn daher der Beitrag der KSÖ zur Aufbereitung und Weiterverbreitung der Katholischen Soziallehre insgesamt als gering zu bewerten sein mag – nämlich sogar so gering, dass nicht einmal der Großteil der aktiven Christen diese Institution, deren Bildungsangebote und deren Publikationen kennt bzw. sich diese weder leisten kann noch will –, sollte dennoch die Möglichkeit nicht außer Betracht gelassen werden, dass es künftig einmal vielleicht ja gerade dieser Bildungseinrichtung gelingen könnte, gleichsam zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, indem ihre Arbeit bei einem wirklich einflussreichen Entscheidungsträger auf fruchtbaren Boden fällt. Vielfach entscheidet einfach der Zufall, wie beispielsweise ein weinendes Flüchtlingskind bei der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel, der zu einer Kehrtwendung in der Flüchtlingspolitik oder die Furcht davor, im eigenen Verwandtenkreis Todesopfer beklagen zu müssen, die in der Anfangsphase zu einer widerspruchslosen Befolgung der coronabedingten Eingriffsmaßnahmen geführt haben.

Allzu viele ethisch-moralische Einflussmöglichkeiten hat die Kirche ja nicht mehr, seit sie sich v.a. auch beim schulischen Religionsunterricht immer mehr hinausdrängen hat lassen bzw. von selbst zurückgezogen hat: Wer stur am Zölibat festhält, hat nicht mehr genügend Priester, die in der Schule den Glauben vermitteln können. Damit geht der Großteil der Jugend ebenso verloren wie jene Erwachsene, die das Bildungsangebot der KSÖ nicht mehr nützen können, falls diese künftig wirklich aufgelassen werden sollte.

26.) ad

Mt 25, 31 – 40

Der am Montag der vergangenen Woche in Wien gesetzte Terrorakt hat ganz Österreich geschockt. Bekanntlich hat ein Attentäter an sechs verschiedenen Stellen jeweils wahllos in eine Menschenmenge geschossen und dabei vier Personen tödlich verletzt.

Vielleicht lässt sich die ganze Fassungslosigkeit am treffendsten so zusammenfassen:

„Was muss denn das bloß für eine paranoide Weltanschauung, Lehre oder Geistesgesinnung sein, die es nicht nur als gut und richtig befindet, sondern sogar verlangt, dass zum Zweck ihrer Verbreitung, ihrer Missionierung, das Leben von mehreren völlig unschuldigen und zudem völlig wehrlosen Menschen binnen weniger Minuten ausgelöscht wird?“

„Eine Religion, in der – wie gleichermaßen im Christentum und im Islam – ein die Menschen liebender Gott verehrt wird, kann da wohl nicht dahinterstecken“, denkt man sich, „denn ein solcher Gott kann so etwas ja niemals wollen“.

Aber ist das bei näherer Betrachtung wirklich so?

Wenn Christen dem Islam pauschal vorhalten, eine Religion zu sein, die Aggressivität fördert, indem sie Andersgläubige – sowohl in den eigenen Reihen, erst recht aber Außenstehende – als (Tod-)Feinde ansieht, dann gilt umgekehrt das Gleiche: Die Islamisten verweisen an diesem Punkt postwendend auf das Alte Testament, das bekanntlich übervoll von Schilderungen über brutale Schlachten ist, die immer das Ziel hatten, dass ein Volk ein anderes unterwirft – insbesondere das „auserwählte Volk“ im Namen seines Gottes Jahwe. Und auch die frohe Botschaft Jesu hat daran nichts geändert. Denn auch in dessen Gefolge gab es Religionskriege bis in die Neuzeit herauf; man denke beispielsweise nur an die Kreuzzüge, an die blutigen Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Protestanten in Mitteleuropa, an die Eroberung Amerikas und Ostasiens und vieles andere mehr.

Eines ist dabei allen diesen Auseinandersetzungen gemeinsam: Wenn eine im Grunde frohe Botschaft, seien es nun die christlichen Evangelien oder der Koran, unbewusst oder gar bewusst von einflussreichen Führungspersonen dahin missverstanden wird, diese Andersdenkenden auch gegen deren Willen aufzuzwingen, dann sind massive Konflikte natürlich vorprogrammiert.

In diesem Zusammenhang sind monotheistische Religionen schon voraussetzungsgemäß ganz besonders anfällig für einen derartigen missionarischen Übereifer. Denn sie tragen es gleichsam in sich, sich gegenüber anderen Religionen als die bessere, überlegenere und letztlich „einzig richtige“ darstellen zu müssen. Und innerhalb solcher Religionen gibt es auch immer eine Gruppe – mag diese vielleicht auch nur klein sein –, die einer solchen fanatischen Überzeugung zum Durchbruch verhelfen will. Dazu ist ihr letztlich nahezu jedes Mittel recht, man denke beispielsweise nur an das dunkle Kapitel der Inquisition innerhalb der katholischen Kirche. Solche Fun-

damentalisten setzen sich deshalb durch, weil ihnen nicht rechtzeitig und nicht energisch genug entgegengetreten wird.

Dies zeigt sich deutlich am Versuch von modernen Staaten, solche religiöse Auseinandersetzungen mit dem Slogan „Religion ist ausschließlich Privatsache“ aus der Öffentlichkeit zu verdrängen und stattdessen strikte Säkularität – d.h. Nichteinmischung und gleiche Distanz zu allen Glaubensrichtungen und Weltanschauungen – zu propagieren. Diese Trennung und Neutralität ist nur für eine kurze Zeit gutgegangen. Sie muss heute wohl schon deshalb als gescheitert angesehen werden, weil den Fundamentalisten die Religion in aller Regel nur als Vorwand dient. Dahinter stehen jahrhundertlang tradierte, in gewissen Bereichen jedoch gegensätzliche und unvereinbare Werthaltungen. Ist nämlich beispielsweise die christliche Ehe monogam orientiert, während nach muslimischer Ordnung ein Mann mehrere Frauen heiraten kann, dann zieht das naturgemäß gravierende Unterschiede für die allgemeine Stellung der Frau in der jeweiligen Gesellschaft nach sich. Schon an diesem Beispiel wird klar, dass sich bloß mit Gesetzen oder sonstigen Vorschriften nicht – und schon gar nicht in kurzer Zeit – ändern lässt, was über Jahrhunderte hinweg durch nachhaltige Erziehung in den Menschen fest gewachsen ist.

Integrationswilligkeit im Sinne von einem echten, aus innerer Überzeugung vorgenommenen Wertewandel ist demnach häufig nur vorgetäuscht. Erziehung und Tradition wirken eher wie die Haut eines Menschen, die er nicht einfach austauschen kann – im Gegensatz zu den darüber getragenen Kleidern, die man täglich wechselt.

Sieht man von solchen eingefleischten Standpunkten ausgehend die Andersgläubigen also als unbelehrbare und unbekehrbare Feinde an, dann kommt heute bei vielen Jugendlichen noch dazu, dass sie bildungsmäßig, wirtschaftlich und gesellschaftlich zur Gruppe der sog. „Systemverlierer“ zählen, die mit den permanent steigenden Anforderungen der heutigen hochtechnisierten Welt überfordert sind. Und schließlich fragt man in der Dritten Welt auch seit Jahrzehnten: „Wann teilt ihr denn endlich wirklich mit uns, so wie es euch euer Jesus gelehrt hat? Bzw. konkreter: Wann bekommen wir denn endlich etwas von dem zurück, wofür ihr unsere Kontinente in den vergangenen Jahrhunderten ausgebeutet habt?“

Nimmt man all das zusammen, dann ist es – wenn auch nicht verständlich, so doch zumindest – durchaus nachvollziehbar, dass für solche Menschen angesichts unüberwindbarer Hoffnungs- und Aussichtslosigkeit das eigene Leben, aber auch das der anderen keinen essentiellen Wert mehr darstellt.

In diesem depressiven Zustand ist man dann auch sehr leicht empfänglich für simple Parolen wie etwa, ein auserwählter „Gotteskrieger“ zu sein, dem alle irdischen Mühen bis hin zur Aufopferung des eigenen Lebens im Jenseits reichlich vergolten werden werden. Dabei darf man auch die Faszination nicht unterschätzen, die darin liegt, dass man mit einer Uniform, mit einer Waffe und mit radikal gleichgesinnten Mitstreitern endlich auch einmal selbst jene Macht und Geltung auskosten kann, der man bisher als bloß am untersten Ende der gesellschaftlichen Skala rangierender Systemverlierer permanent und hilflos ausgeliefert war.

Dieses Muster war bei den Kreuzrittern im Mittelalter kein anderes als heute bei den islamistischen Terroristen. Freilich gelingt es nur bei wenigen solcher Fanatiker, deren Denkweise derart zu kanalisieren und instrumentalisieren, dass sie nur von dem Endzweck besessen sind, möglichst viele der pauschal als Feinde betrachteten Andersdenkenden mit sich in den Tod zu reißen. Aber zu dem Zweck, möglichst großes Aufsehen zu erregen, reicht es ja leider hin, wenigstens eine kleine Schar oder auch nur einen Einzelnen solcher Sympathisanten derart zu entmenslichen, dass dieser nicht einmal auch nur den kleinsten Gedanken an seine Opfer verschwendet, die – wie in Wien –

- eine junge Kunststudentin, die sich als Kellnerin etwas dazuverdienen musste und wollte,
- ein Restaurantbesitzer, der vor dem zweiten „Corona-Lockdown“ noch einmal einen Umsatz zur Konsolidierung seines Lokales brauchte,
- eine Frau im mittleren Alter und ein jüngerer Mann, die beide nach der Arbeit noch etwas Trinken gehen wollten,

waren. Sie alle mussten an diesem Tag in der Früh sicher nicht damit rechnen, am Abend nicht mehr zu ihren Familien heimzukehren. Jeder von ihnen hat in seinem Verwandten- und Bekanntenkreis eine große Lücke hinterlassen. Alle sind sie viel zu früh und völlig sinnlos gestorben. Wie übrigens auch der Attentäter selbst.

Mit Religion hat das, wie schon gesagt, nur insofern etwas zu tun, als es um solche zentrale und unveräußerliche Werte geht, die einerseits nicht zufällig, sondern aufgrund jahrhundertelanger Verwobenheit zwischen religiöser und gesellschaftlich-staatlicher Zielsetzungen deckungsgleich sind; insofern ist es daher höchst an der Zeit, sich vom Prinzip einer strikten Säkularisierung zu verabschieden und stattdessen jene Werte in den Fokus zu stellen, die das essentielle Wesen einer Gesellschaft ausmachen. Andererseits muss man auch akzeptieren, dass nicht erreicht werden kann, dass jeder Mensch mit innerer Überzeugung nach denselben Werten lebt.

Davon ausgehend kann aber die Lösung des Problems nur darin bestehen, Andersdenkende, insbesondere andere Gesellschaftssysteme, nicht als gleich, sondern eben soweit anders zu behandeln, als diese anders sind. Nämlich deshalb und solange, weil bzw. als eine innere Umkehr nicht nachhaltig zu erwarten ist. Das bedingt natürlich, zu ermitteln, ob und inwiefern ein Anderssein vorliegt – auch insofern ist das Leben leider kompliziert ...

Eine Andersbehandlung schließt es zwar nicht aus, dem anderen mit Respekt und Nächstenliebe zu begegnen. Allerdings ist dabei zu beachten, dass Liebe keine Einbahnstraße ist. Bekanntlich liebt niemand, ohne sich dafür eine Gegenleistung zu erwarten. In diesem Sinne ist auch die christliche Nächstenliebe nämlich nicht als bedingungslos, sondern nur als ein prinzipielles Angebot zu verstehen, dessen sich der Nächste jeweils im Rahmen eines Bewährungstests als würdig erweisen muss. Der Nächste kann sich also nur insoweit Liebe, Zuwendung und Verständnis erwarten, als er bzw. sie sich das auch verdient.

Ansonsten hat er sich diese Chance – zumindest vorerst bzw. gegebenenfalls sogar dauerhaft – verbaut.

27.) ad

Apg 17, 22 – 34, u. 18, 1 sowie Joh 16, 12 – 15

Nach dem, was wir in der heutigen Lesung gehört haben, war die Ansprache des Paulus auf dem Areopag in Athen – um es wohlwollend zu formulieren – nicht gerade ein großer Erfolg.

Denn man stelle sich folgendes Umfeld vor:

Wie es seit den Zeiten eines Sokrates, Platon oder Aristoteles, also seit einigen Jahrhunderten immer üblich war, trafen sich auf dem Marktplatz in Athen die jeweils gerade führenden Politiker, Philosophen, Literaten und Künstler – heute würde man sagen: „Avantgarde“ oder „Opinion Leaders“ –, um dort miteinander über Gott und die Welt zu diskutieren. Und weil dem Paulus bereits ein gewisser Ruf vorausgeeilt war, war man höchst begierig zu erfahren, mit welchen Argumenten dieser Wander-

prediger welche der damals vorherrschenden Meinungen, Strömungen oder Ansichten unterstützen oder zu widerlegen versuchen würde und dann mit ihm darüber ein Streitgespräch zu führen.

Doch zur großen Enttäuschung der meisten Versammelten spricht Paulus kein politisches, wirtschaftliches oder gesellschaftliches Kernthema an.

Stattdessen beschränkt er sich auf religiöse Fragen. Und er macht das noch dazu in einer Form, die gleich alle vor den Kopf stoßen muss. Denn seine Lehre läuft darauf hinaus, dass das jahrhundertlang tradierte Bild des griechischen und römischen Götterbildes gehörig erschüttert wird: Diese Götter waren nämlich den Menschen sehr ähnlich, sie wiesen die gleichen Fehler, Schwächen und positiven wie negativen Eigenschaften auf; sie unterschieden sich eigentlich nur dadurch, dass sie einerseits unsterblich waren und andererseits von ihrem Olymp aus das Schicksal der Menschen beeinflussen konnten. Mit dem Tod war aber alles vorbei, die Seelen der Griechen und Römer kamen in den Hades und fristeten dort auf Ewigkeit ein trostlos-sinnloses Dasein, aus dem es (außer vielleicht für Halbgötter wie Herkules) kein Entkommen gab.

Wenn Paulus vor so einem Hintergrund behauptet, dass

- es nur einen einzigen Gott gibt, der die Welt erschaffen hat und in dieser unsichtbar allgegenwärtig ist,
- seinem Wesen nach der menschlichen Art ähnelt,
- jedoch weder Opfer noch bildliche Darstellungen braucht,
- sondern vielmehr emotional erfüllt und ersehnt werden will,
- wozu wiederum eine Umkehr in der Geisteshaltung notwendig ist,
- damit der Einzelne und die Menschheit insgesamt vor dem Endgericht bestehen können,
- vor allem aber, dass man hierbei dem Evangelium des Auferstandenen folgen soll,

dann wird man wohl nachvollziehen können, dass die Angesprochenen das „Auferwecken von den Toten“ wohl in einem körperlichen Sinn verstanden haben, sich das nicht vorstellen konnten und es deshalb letztlich auch nicht geglaubt haben.

Paulus wäre vielleicht grundsätzlich geneigt gewesen, ihnen dieses Mysterium näher zu erklären. Aber er war ja weder selbst Zeuge der Auferstehung gewesen noch hatte er andere Beweise dafür. Deshalb – und vielleicht gab es auch noch andere, ganz pro-

fane Gründe (Mittagessen, Sonnenuntergang, ...) kam von den Höflicheren die Antwort, sich darüber vielleicht ein anderes Mal unterhalten zu wollen.

Dazu kam es aber bekanntlich nicht mehr, weil Paulus vielleicht gefühlt hatte, hier jetzt noch nicht viel ausrichten zu können, sondern dass es zielführender ist, das Zentrum gleichsam vom Rand her aufzurollen, weshalb er unmittelbar darauf nach Korinth ging.

Und so dauerte es dann viele Jahrhunderte, die Auferstehung nach christlichem Verständnis zu erklären, und im Grunde dauert das bis heute fort. Denn u.a. auch gerade darauf bezieht sich das Evangelium, wenn dort immer wieder die Rede davon ist, dass wir „Frucht bringen“, „in alle Welt hinausgehen“, „die frohe Botschaft verkünden“ sollen o.Ä.

Der ursprüngliche Begriff bei Markus – dem ältesten der vier Evangelien – für Auferstehung lautete „**anastasis**“. Er setzt sich zusammen aus dem Grundwort „**stasis**“, das soviel wie „Stauung, Stillstand“ und dem Bestimmungswort „**ana**“, das im Wesentlichen „hinauf“ (als Gegensatz zu „kata“ = hinunter) bedeutet. Insgesamt meint daher „anastasis“ so etwas wie ein Wegkommen vom Stillstand bzw. übertragen auf die Glaubensüberzeugung, die Paulus damals vorgefunden hat: Eine Überwindung des grauen Dämmerzustandes im Hades, in dem die Toten – heute würde man sagen: wie Zombies – tagein und tagaus sinn- und ziellos umherirren, dadurch, dass nach dem Tod kein Stillstand eintritt, sondern das Leben weitergeht: Allerdings nicht in derselben körperlichen Form wie hier auf der Erde, sondern in ganz anderer Weise.

Und insofern ist schon die Übersetzung des Begriffes mit „Auferstehung“ eher missverständlich und irreführend, weil sie so etwas wie eine Rückkehr vom Tod andeutet. Und das war es erst recht, wenn und weil Paulus in seiner Ansprache, wie in der Apostelgeschichte berichtet wird, noch die Wendung „(auferstanden) von den Toten (ἀναστήσας αὐτὸν ἐκ νεκρῶν – Apg 17,31)“ hinzugefügt hat. Eine insgesamt unglückliche Wortwahl, die – wie so viele andere theologische Aspekte – jahrhundertelange Erklärungen und Richtigstellungen bedingte.

Dass es für die Christen – im Gegensatz zu den Juden – ein Weiterleben nach dem Tod gibt und sich dieses – im Gegensatz zu den Griechen und Römern – nicht in einer tristen, monotonen, stillstehenden Unterwelt, sondern bei einem liebenden und fürsorgenden Gott abspielt, der nicht bloß am Olymp, sondern ganz oben im Him-

mel thront: Dieses Bild sollte mit der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu vermittelt werden.

Und verstanden wurde es damals und wird es vor allem auch heute noch immer nicht, wenn und weil man sein Leben seit jeher vollständig auf das irdische Dasein fokussiert und nicht zu erfühlen und erahnen versucht, wie denn dieses jenseitige Leben tatsächlich aussehen könnte.

„Sie (die Menschen) sollten Gott suchen, ob sie ihn ertasten und finden könnten; denn keinem von uns ist er fern.“

hat es in der heutigen Lesung aus der Apostelgeschichte geheißen.

Diesen unbekannten Gott, dem irgendein unbedeutender griechischer Steinmetz schon in der Antike in weiser Voraussicht ein Denkmal gesetzt hat, zuerspüren und zumindest andeutungsweise auch zu erahnen, ist wahrlich eine Lebensaufgabe für jeden einzelnen von uns.



(Θ) Ε Ο Ι Σ Α Γ (Ν Ω Σ Τ Ι Σ)
Κ Α Π Ι Τ (Ο Ν)
Δ Α Δ Ο Υ Χ (Ο Σ)

28.) ad

2Kor 4,13 – 5,1 und Mk 3, 20 – 26, 28 – 30

Wenn man die heutigen Schriftstellen einmal aus einem didaktischen Blickwinkel betrachtet, sie also darauf hin analysiert, wie gut es gleichsam einem Lehrenden gelingt, seinen Zuhörern ein etwas schwierigeres Thema zu vermitteln, dann ergeben sich diesbezüglich einige interessante Einsichten.

Zunächst zum Evangelium:

Hier lässt Markus quasi Jesus für sich sprechen. Und man kann davon ausgehen, dass sich Jesus seinerzeit tatsächlich in typischer Weise der Form des Gleichnisses bedient hat, um seinem Publikum essentielle Kernprobleme zu vermitteln.

In diesem Zusammenhang darf man ja nicht vergessen, dass damals die wenigsten Zuhörer lesen oder gar schreiben konnten. Deshalb fiel für sie auch die Möglichkeit weg, etwas nachzulesen – insbesondere, wenn man beispielsweise beim Vortrag nicht dabei war oder etwas akustisch oder kognitiv nicht verstanden hatte. Vielleicht war der Ablauf seiner Predigten nicht so streng solistisch ausgestaltet wie heute im Rahmen einer liturgischen Feier und man konnte damals auch gleich unmittelbar bei Jesus selbst nachfragen; jedenfalls erklärt sich aber aus diesen Rahmenbedingungen, dass und weshalb Jesus seine zentralen Gedanken oft mehrfach wiederholt und eben meistens anhand plakativer, aus dem alltäglichen Leben gegriffener Beispiele erklärt, also eben häufig die Form von Gleichnissen verwendet hat.

Die heutige Evangeliumsstelle bildet gleichsam ein Musterbeispiel dafür.

Wenn man sich nicht nur den heute vorgelesenen Ausschnitt, sondern auch den Gesamtkontext betrachtet, der vom Evangelisten geschildert wird, dann besteht das Hauptgeschehen darin, dass Jesus von den Pharisäern und Schriftgelehrten der Vorwurf gemacht wurde, Leute mit körperlichen und seelischen Gebrechen zu heilen und damit korrigierend in die göttliche Vorsehung einzugreifen. Denn Krankheiten wurden damals generell als eine Strafe Gottes angesehen.

Und konkreter Ausgangspunkt für die heutige Szene war die Heilung eines Mannes gewesen, dessen Hand „verdorrt“, also gelähmt war. Dies wurde nicht nur an sich, sondern ganz besonders auch deshalb als ungeheuerlich empfunden, weil Jesus da-

bei auch noch das Sabbatgebot verletzt hatte. Dieser wiederholte Verstoß gegen die jüdischen Gesetze hatte nun quasi das Fass zum Überlaufen gebracht und wurde von den Pharisäern zum Anlass genommen, sogar einen Mordplan zu schmieden.

Davon abgesehen war auch schon zuvor das Gerücht in die Welt gesetzt worden, dass Jesus wohl von unreinen Geistern besessen sein muss oder weniger freundlich formuliert: gleichsam mit Satan im Bunde steht. Dies hatte sich Markus zufolge offenbar schon so weit verfestigt, dass es auch bereits seine engsten Angehörigen und Vertrauten zu glauben geneigt waren. Deshalb scharte Jesus – wie es im Evangelium heißt – seine Getreuen um sich und belehrte sie in Gleichnissen. Konkret ging es ihm hierbei – um es noch einmal zu wiederholen – darum, den Vorwurf auszuräumen, dass eine Heilung von geistig verwirrten Personen – wie sie Jesus offenbar mehrfach gelungen sein muss – nur dadurch möglich sein soll, dass der Heiler selbst von bösen Mächten besessen ist, also nur mit Satans Hilfe den göttlichen Willen beeinflussen kann.

Seine Belehrung baut Jesus nun so auf, dass er zuerst darauf hinweist, dass ein in sich gespaltenen Staat keinen Bestand haben kann; dies ist jedermann sofort klar. Dann überträgt er diese Einsicht in einem zweiten Schritt auf die Familie, und auch dies leuchtet wie von selbst ein. Und zuletzt wird dieser Gedanke in einem dritten Schritt auf das eigentliche Problem umgelegt: Ist der Satan in sich gespalten, dann kann auch er keinen Bestand haben, oder anders gesagt: Mit einem gespaltenen Satan kann keine Heilung bewirkt bzw. der Satan nicht mit Beelzebul ausgetrieben werden.

Unausgesprochen steht dahinter der allgemeine Gedanke, dass etwas, dass sich selbst widerspricht, kein brauchbares Ergebnis liefern kann.

Diesen Grundgedanken werden dann jene Zuhörer, die mit dem Willen gekommen sind, die Lehrsätze Jesu zu begreifen, nach einigem Nachdenken wohl verstanden haben.

Wie schon seinerzeit bei Sokrates die Methode der Maieutik – damit bezeichnet man das „Auf-den-Weg-bringen“ zum Nachdenken ähnlich dem Erwachsenwerden eines Kindes – dienen die Gleichnisse Jesu dazu, dass seine Zuhörer die essentiellen Problemstellungen und Lösung von selbst erkennen.

Und zuletzt schließt Jesus an die vorangegangenen Beispiele die eigentliche Pointe an:

„Gott vergibt alle Sünden – außer die Lästerung des Heiligen Geistes.“

Damit will Jesus letztlich darauf hinaus, dass er die Heilung von Kranken nicht gegen den Willen, sondern im Gegenteil, nämlich im Auftrag Gottes, seines Vaters, durchführt. Er gebraucht also keinen Satan, um einen Satan auszutreiben, sondern ihm ist der Heilige Geist dazu gegeben, um Gutes zu tun. Wir denken in diesem Zusammenhang unwillkürlich auch an den vergangenen, den Dreifaltigkeitssonntag: Das Wesen Gottes äußert sich bekanntlich in drei Formen, nämlich als Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Als „Aha!“-Erlebnis sollte und musste also bei den Getreuen Jesu die Erkenntnis verbleiben: Die Heilung von körperlichen, seelischen und geistigen Gebrechen erfolgt stets auf den Willen Gottes hin – und natürlich völlig unabhängig davon, ob gerade Sabbat ist oder sonstige menschengemachte Vorschriften oder traditionelle Erfahrungen oder ähnlich Weltliches entgegensteht.

Didaktisch betrachtet stellt sich diese Form der Erkenntnisvermittlung somit geradezu als ein Kunstwerk dar: Man kann gleichsam selbst miterleben, wie die damaligen Zuhörer stufenweise und Schritt für Schritt zu einem Wissenszugewinn gelangten.

Ein anderes – fast möchte man sagen konträres – Bild bietet demgegenüber die heutige Lesung. Denn in diesem Ausschnitt aus dem Korintherbrief strebt Paulus in extrem breiter und ausladender Weise, nämlich über viele Verszeilen hinweg, auf die eigentliche Quintessenz seiner Kernaussage zu, nämlich: dass auf uns nach dem Tod ein ewiges Haus im Himmel warten wird.

Für unsere heutige Zeit erscheint diese Form der Gedankenvermittlung als eher wenig geeignet. Denn die Gegenwart ist allgemein dadurch gekennzeichnet, dass üblicherweise nur wenig Zeit dafür bleibt, um auf den Punkt zu kommen – denken sie an momentan dominierende Begriffe wie SMS, Tweets, Kurzinfos, Breaking News usw.

Daher sollten vor dem Hintergrund der beiden heutigen Schriftstellen insbesondere auch die gegenwärtigen Formen von Liturgie und aller Arten der außerliturgischen Glaubensvermittlung dringend und wohlwollend neu überdacht werden.

29.) ad

Joh 19, 25 – 27

Keine der biblischen Figuren verkörpert so sehr den Inbegriff der göttlichen Gnade wie Maria, deren Schmerzen wir heute gedenken.

Zugleich bietet dies auch Anlass dafür, einmal grundsätzlich zu überlegen, was überhaupt mit „göttlicher Gnade“ gemeint ist.

Etwa eine Berg- und Talfahrt wie bei Maria, die einerseits das Privileg hatte, Gott in der Gestalt Jesu Christi in diese Welt zu bringen, andererseits aber auch das Schrecklichste erdulden musste, was einer Mutter überhaupt passieren kann, nämlich den Tod ihres Kindes mit zu erleben und mit zu erleiden?

Vielleicht könnte man den Begriff „göttliche Gnade“ so umschreiben: Sie umfasst alles Wohlergehen, das uns im Leben widerfährt und uns einfach so zufällt, d.h. vor allem, dass wir es nicht durch eigene Leistung, Anstrengung oder sonstiges Einwirken selbst erreichen können.

Im Kern ist danach mit „Gnade“ also jener Bereich angesprochen, den wir nicht subjektiv steuern können, den wir nicht selbst in der Hand haben, in dem wir also – je nach persönlicher Sichtweise – vom Glück, vom Zufall, vom göttlichen Willen etc. abhängig sind.

Darüber denken wir in unserer heutigen hochtechnisierten Leistungsgesellschaft, in der uns suggeriert wird, dass alles und jedes machbar und beherrschbar ist, nicht so gerne nach. Vielmehr verdrängen wir gerne alles, was nicht steuerbar oder planbar ist. Obwohl kein Zweifel daran bestehen kann, dass in der Realität auch solche Bereiche mit unserem Leben und unserer Welt untrennbar verbunden sind.

Insoweit verhalten wir Menschen uns vor allem deshalb so irrational, weil dieser Bereich eben dem Rationalen nicht zugänglich ist. Und daher für uns nicht beherrschbar ist. Und aus diesem Grund in uns bewusst oder unbewusst Angst erzeugt.

Nur ein Beispiel dafür: Denken wir einmal darüber nach, wie gut es uns allen hier im Grunde geht. Wir leben in einem wohlhabenden Land und haben von allem im Überfluss. Genauso gut hätten wir aber in einer unwirtlichen Wüstengegend oder in

der kargen Steppe Sibiriens oder in einem diktatorisch regierten Land – wie etwa in Weißrussland oder China – geboren worden sein können oder Ähnliches.

Es ist daher nur allzu verständlich, dass viele Menschen solchen zukunftsarmen Gegenden zu entkommen und hier bei uns die reiche sog. „Erste Welt“ zu erreichen versuchen.

Haben daher wir, die wir es uns selbst heute – aufbauend auf der harten Arbeit der Nachkriegsgeneration – gemütlich und bequem machen können, ein moralisches Recht, andere Menschen, die ebenfalls daran teilhaben wollen, davon auszuschließen? Gerade wir, die zum objektiven Wohlstand eigentlich nur mehr einen sehr geringen Teil selbst beigetragen, den größten Teil aber durch die „reine Gnade der glücklichen Geburt“ erhalten haben?

Wenn einerseits das Hauptziel darin besteht, den erreichten Status zu erhalten und diesen nach Möglichkeit sogar noch weiter auszubauen und es andererseits zudem eine Erfahrungstatsache ist, dass das vorhandene hohe Niveau durch eine Massenzuwanderung von Menschen mit geringerem (Aus-)Bildungsgrad kontinuierlich abgesenkt würde, dann lautet die Antwort wohl: ja.

Wenn aber die Zielsetzung darin liegt, dem Streben nach immer noch mehr einen Einhalt zu gebieten und stattdessen mehr Verteilungsgerechtigkeit und mehr Wohlstand für möglichst viele Menschen dieser Welt zu erreichen, dann hat die „Erste Welt“ dieses moralische Recht sicher nicht.

Oder anders ausgedrückt: Um das mit der Gnade verbundene schlechte Gewissen, dass man sich die einem zugefallene Bevorzugung nicht bzw. jedenfalls nicht ausschließlich durch eigene Leistung verdient hat, zu beruhigen, ist man moralisch dazu verhalten, an die weniger Begünstigten einen Ausgleich zu leisten.

In der Realität ist es nur wenigen Einzelpersonen – nämlich den Führern der großen Weltmächte – in die Hand gegeben, mit ihren Entscheidungen unmittelbare und grundlegende Weichenstellungen zu treffen, die entweder Segen oder Fluch für die ganze Menschheit bedeuten.

Wir als gleichsam nur sehr kleine Puzzleteile der Gesamtgesellschaft müssen uns hingegen auf unseren unmittelbaren Umkreis beschränken. Und dort jene unterstützen, die unsere Hilfe brauchen. Indem wir nicht immer noch mehr für uns selbst wollen, sondern nach denen Ausschau halten, die bedürftiger sind als wir.

So eingestellt, brauchen wir auch kein grundsätzlich schlechtes Gewissen zu haben; sondern wir können Gnade bedenkenlos zulassen. So, wie man es schaffen soll, ein Geschenk anzunehmen, ohne gleich darüber nachdenken zu müssen, wie man dieses mit einer Gegenleistung ausgleichen kann, um quasi nicht als Schmarotzer dazustehen. Man muss nämlich dem Schenker nicht jedes Mal das gute Gefühl, einem anderen Freude zu bereiten, dadurch zunichtemachen, dass man ihm etwas Gleichwertiges oder gar noch Höherwertiges zurückschenkt.

Ein einfaches „Danke!“ genügt; ebenso, wie wir selbst Dankbarkeit lernen müssen, sollte es auch uns genügen, wenn wir von unserer Gnade etwas an Bedürftige abgeben und dafür keinen adäquaten Gegenwert, sondern nur ein Dankeswort erhalten.